Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 20 (1978)

Artikel: Chronik vergessener Ereignisse

Autor: Gansner, Hans Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-972295

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Chronik vergessener Ereignisse

Vier Erzählungen von Hans Peter Gansner

Getreu der Gepflogenheit dieses Jahrbuches, möglichst viele Seiten des geistigen Lebens unseres Kantons zu beleuchten, geben wir nachfolgend mit vier Beispielen dem Prosaschaffen eines Jungen Raum. Der Verfasser, gebürtiger Maienfelder, wurde 1953 in Chur geboren. Nach Absolvierung der Primar- und Mittelschule arbeitete er als Bauernknecht, Hilfslehrer, Aktenkopierer und obliegt seit 1973 dem Studium der Germanistik, Romanistik und Philosophie an der Universität Basel. Zwischenhinein hielt er sich zu Ausbildungszwecken in Frankreich, England und Holland auf. Ungeachtet seiner Jugendlichkeit machte er sich schon durch verschiedene Veröffentlichungen bemerkbar: Texte *(1971),* Disneyland *(1973),* Der freie Tag *(Erzählungen, 1976). Gegenwärtig arbeitet er an einem Roman mit dem Arbeitstitel* Der Terrorist *sowie an einem neuen Erzählungsband, dem der Titel* Chronik der vergessenen Ereignisse *zugedacht ist. Die nachfolgenden vier Skizzen werden Bestandteil dieses Bandes bilden. Sie waren gemäß der Gepflogenheit des Autors in Kleinschrift gestaltet. Auf Wunsch der Redaktion formte er sie in die gebräuchliche Schreibweise um.* *(Red.)*

Der unruhige Lebensabend

Kaum war Reto Candrian von seinem Lehnstuhl, in dem er die Zeitung gelesen hatte, aufgestanden, um sich an den Tisch zu setzen, als das Telephon klingelte.

Schon wieder!

Er hob unwillig den Kopf, den er schon über den mit kaltem Fleisch und Tomaten garnierten Teller gesenkt hatte, und begegnete dem fragenden Blick seiner Frau. Wäre es heute das erste Mal gewesen, daß er ans Telephon gegangen war, er hätte es sich keine Sekunde überlegt. Nun aber hatte er sich mühsam aus dem Sessel gewuchtet, um mit seiner Frau das kleine, leichtverdauliche Abendessen einzunehmen, und schon wieder mußte er sich stören lassen.

Frau Candrian hatte mit essen angefangen und tat so, als ob sie das durchdringende Klingeln nicht mehr hörte. Es war klar, daß sie ihn damit ohne Worte aufforderte, es ihr gleichzutun. Für ihn jedoch war diese Einstellung unmöglich. Er, der als Sekundarlehrer sein ganzes Leben lang die Bequemlichkeit und Nachlässigkeit bei seinen Schülern als eines der größten menschlichen Laster bekämpft hatte, konnte doch jetzt nicht zu faul sein, den Telephonhörer abzuheben! Mit einem leichten Seufzer, der dezent den uralten Konflikt zwischen Pflicht und Neigung ausdrückte, stand er auf. Das Telephon befand sich im dunkeln Hausflur, gleich neben der Haustür. Candrian hob ab, ohne Licht zu machen (aus Sparsamkeit).

«Ja, hier Candrian?»

«. . .»

«Hallo, wer ist dort? Hier ist Candrian.»

«. . .»

«Hallo, hallo! Wer ist dort?!»

Niemand antwortete. In Candrians rechtem Ohr tönte nur das Brausen und Knacken des unendlichen Telephonnetzes. Er horchte angespannt eine Weile, dann hängte er wütend ein, ohne abzuwarten, ob am andern Ende auch eingehängt wurde.

Schon dreimal war er heute zum Telephon geeilt, so gut man eben mit schon bald siebzig Jahren auf dem Buckel noch eilen konnte. Und jetzt schon zum vierten Mal: nichts. Schweigen.

Gestern vor dem Mittagessen — er war gerade von seinem alltäglichen Vormittagsspaziergang heimgekommen — war seine Frau ans Telephon gegangen, was sie sonst nie tat. Sie schwang das Zepter im Innern des Hauses, er regelte die Verhältnisse mit der Außenwelt. Aber da er damit beschäftigt war, die schweren Militärschuhe, die er noch von der Grenzbesetzung her behalten hatte, auszuziehen, mit Ach und Krach wie immer, wenn er sich bükken mußte, hatte sie ausnahmsweise abgehoben. Achselzuckend hatte sie ihm den Hörer gereicht: nichts.

Gut, es gibt Leute, die eine falsche Nummer wählen und sich dann schämen und ohne Antwort einhängen. Viele bemerken auch sofort den Irrtum und hängen ein, um keine Zeit zu verlieren. All das kann vorkommen und hätte Candrian auch nicht weiter beunruhigt, denn er wußte um die Nachlässigkeit der menschlichen Natur. «Irren ist menschlich; man kann sich aber auch unmenschlich irren», pflegte er einem Schüler vorwurfsvoll zu sagen, wenn dieser sich um eine Kommastelle verrechnet hatte.

Aber wer konnte es nur sein, der sich viermal in zwei Tagen auf dieselbe Weise irrt, den Finger jedesmal in derselben falschen Reihenfolge in die falschen Löcher setzt und die falsche Kombination zusammenstellt?

Oder waren es verschiedene Leute, die sich irrten? Zwei bis vier verschiedene Leute? Ausgerechnet innerhalb von zwei Tagen, nachdem in den bald fünf Jahren, die sie schon im Dorf wohnten, kaum mehr als ein Anruf im Monat gekommen war und nie eine Antwort wie: «'tschuldigung, falsch verbunden»?

Rein rechnerisch, das wußte Candrian, waren beide Möglichkeiten unwahrscheinlich klein. Außer natürlich dann, wenn die Candrians eine kombinatorisch ähnliche Nummer wie die einer wichtigen Institution hatten: Bahnhof, große Firmen zum Beispiel. Aber auch eine solche Nummer, die ihnen das Leben schwer gemacht hätte, müßte erst gestern geschaffen worden sein. Und außerdem konnte sie nicht so schnell verbreitet werden, da kein neues Telephonbuch erschienen war. Also . . .? «Wieder nichts», antwortete er auf den fragenden Blick seiner Frau, als er ins Wohnzimmer zurückkam.

«Wieder nichts?»

Er schüttelte den Kopf und begann zu essen. Von seinen Gedanken im dunklen Flur sagte er seiner Frau nichts.

«Wer kann das nur sein?» fragte sie nach einer Weile.

Er stellte sich nichtsahnend. «Wovon sprichst du? Ach so . . .»

Für seine Frau schien es sich eindeutig um eine einzelne Person zu handeln. Diese Möglichkeit in Betracht zu ziehen, hatte er sich bisher krampfhaft gesträubt. Allerdings mußte er sich eingestehen, daß sie rechnerisch, rein vom Wahrscheinlichkeitsfaktor her gesehen, die absolut nächstliegendste war. Aber wirklich nur rechnerisch, denn es konnte sich in Candrians Kopf keine konkrete Vorstellung von einem Menschen herstellen, der dauernd anrief, ohne etwas sagen zu wollen, also sozusagen irrational handelte. Irren ist ja menschlich, das wußte er, aber ein solch konstanter Irrtum wäre doch bereits irr-sinnig, verrückt oder . . . oder eine Schülertorheit. Candrian wußte ja, wie Schüler sind.

«Im Kanton Zürich hat eine fünfzehnjährige Schülerin das Schulhaus in Brand gesteckt», sagte er zwischen zwei Bissen Bündnerfleisch. Er war froh, ein anderes Thema gefunden zu haben, denn der Gedanke an einen der Ver-

nunft zuwiderhandelnden Menschen, der sich ausgerechnet in ihn verbissen hatte, machte ihn schaudern.

Frau Candrian hörte interessiert zu. Es war eine uralte Einrichtung, daß er ihr beim Nachtessen das Wichtigste aus der Zeitung erzählte (natürlich das, was *er* wichtig fand). Frau Candrian kam kaum dazu, die Zeitung zu lesen, was sie im Laufe der Jahre zu dem Fehlschluß verleitete, die Zeitung interessiere sie nicht. Höchstens nach dem Abwaschen blätterte sie ein wenig darin, auf die ganzseitigen Inserate achtend, um anderntags günstiger einkaufen zu können.

So war sie an die Gedankensprünge ihres Mannes gewöhnt.

«Unglaublich. Und weiß man wieso?» fragte sie, ohne auf der Telephongeschichte zu beharren.

«Stell dir vor: aus Rache. Ein Lehrer habe ihr, wie sie sagt, so schlechte Noten gegeben, daß sie sich habe rächen müssen.»

Candrian fiel es schwer, sich eine solche Schülerin vorzustellen. Denn seine Schüler waren richtige Lämmer gewesen, mit einigen Ausnahmen natürlich, aber auch die widerspenstigsten hatte er schließlich noch immer gezähmt. Darum konnte er jetzt mit Überzeugung sagen, daß an seiner Schule nie so etwas vorgekommen wäre. Aber Nerven hatte es ihn natürlich gekostet, aus dem Wildwuchs, den er anvertraut bekam, gerade und gesunde Stämme zu züchten. Und er wußte, daß man die Bäumchen biegen mußte, solange sie noch weich sind, nachher war es zu spät. Besonders im Unterland, wo Candrian, obwohl ein «Sohn der Berge» (wie er im Scherz sagte), sein ganzes Leben lang unterrichtet hatte, ist die Jugend viel mehr verwildert und verdorben (vom städtischen Lebenswandel) als bei uns in den bäuerlichen Gegenden, wo noch natürliche Zucht und Ordnung aus den Familien ins Vaterland leuchten. Wie gerne wäre er hier Lehrer geworden, wo er aufgewachsen war! Aber in den dreißiger Jahren hatte es keine Wahl gegeben, man hatte froh sein müssen, wenn man überhaupt eine Stelle als Sekundarlehrer bekam. Und weil der junge Candrian sich an der Uni nicht zu einem Lotterleben hatte verleiten lassen und das Diplom als Zweitbester bestanden hatte, war ihm eine Stelle angeboten worden.

Erst nach der Pensionierung ist dann sein Traum in Erfüllung gegangen: er hatte sich mit dem Ersparten ein Haus in der Nähe des Dorfes erworben, wo er aufgewachsen war. In vollständiger Abgeschiedenheit wollten die Candrians den Lebensabend genießen. Die wenigen Leute, die sie in der Umgebung kennengelernt hatten, waren ebenfalls Rentner. Auch einige ältere Bauern, die noch ein wenig in Stall und Garten werkelten, nachdem sie den Jungen die Zügel überlassen hatten, gehörten zu ihrem Bekanntenkreis. Zu den Bauern fühlte sich Candrian besonders hingezogen. Auch er war in einer Bauernfamilie aufgewachsen, und er war als Knabe mehr auf der Alp als im Schulhaus gewesen. Nur seinem außerordentlichen Fleiß war es zu verdanken gewesen, daß er ins Seminar und auf die Uni gehen konnte. Und seinen Eltern, die sich sein Studium vom Mund abgespart hatten. Es quälte Candrian heute noch, daß er es seinen Eltern nicht genug hatte danken können. Der Vater war früh gestorben, ausgemergelt und bucklig vom Heu tragen, und die Mutter war ihm bald gefolgt, denn was wollte sie allein auf der Welt? —

Candrian hatte es trotz Krieg und Krise zu etwas gebracht. Sein Sohn Ingenieur, seine beiden Töchter gut verheiratet. Er hatte seine Pflicht getan und wollte jetzt Ruhe haben.

«So etwas wäre früher nicht vorgekommen», sagte er, «es mangelt heute an Disziplin und Autorität. Ich habe es kommen sehen, das ist die Folge davon.»

Schon in den Sechzigerjahren, als er noch im Schuldienst stand, hatte er mit Beunruhigung miterleben müssen, wie sogar Lehrer an *seiner* Schule das Autoritätsprinzip in Frage stellten. Wozu brauchte es denn überhaupt noch Lehrer, wenn diese keine Autorität mehr zu sein hatten? War nicht die unerschütterliche Autorität des Lehrers das einzige, was den Schülern eine Richtung zeigen, ein Lernziel setzen

konnte? Natürlich war er kein Anhänger der gewalttätigen Erziehung gewesen. Schließlich lebte man ja nicht mehr im neunzehnten Jahrhundert. Aber eine rechte Ohrfeige zur rechten Zeit konnte trotzdem noch Wunder wirken, da hatte ihn noch niemand vom Gegenteil überzeugt. Und daß Autorität etwas ganz und gar Natürliches war, konnte man auch im Tierreich sehen. Hat nicht jedes Wolfsrudel einen Anführer? Und war nicht die ganze Menschheit ein riesiger Haufen von Wölfen, die man zähmen mußte? Obwohl Candrian Mathematiker war, wußte er, daß Autorität vom lateinischen auctoritas kommt, was soviel bedeutet wie . . . Schon wieder!

Diesmal war Candrian entschlossen, das Läuten zu ignorieren, obwohl ihm das eine Höllenqual bereitete.

Durch die schrillen Töne hindurch versuchte er zu sagen: «Du weißt ja, was dabei herauskommt, wenn der Lehrer nicht das Heft in der Hand behält. Der junge Bayer, der bei uns neue Theorien verbreiten wollte, die er natürlich aus Deutschland und weiß ich woher importiert hatte . . .»

Seine Frau kannte das Schicksal dieses Lehrers. Die Schüler hatten ihm das Leben dermaßen unmöglich gemacht, daß er sich aufhängte. Es gab zwar Leute, die behaupteten, es seien nicht die Schüler die Schuldigen, sondern seine Kollegen, die Schulleitung, die Gesellschaft, vielleicht auch noch der liebe Gott?

Aber das verdammte Geschell wollte nicht aufhören . . .

Candrian starrte auf seinen leeren Teller. Schließlich hielt er es nicht mehr aus.

Er hielt den Hörer in der Hand und lauschte angestrengt, wie wenn er durch das Brausen und Rauschen einen verräterischen Ton hätte erhaschen können. Keine Stimme, keine Atemgeräusche, nur diese summende Stille. Er schaute durch das Fenster im Flur auf die Straße hinunter, die sich dunkel und leer in die Felder verlor.

In der Nacht klingelte es in regelmäßigen Abständen von zwei Stunden. Candrian verpaßte es nicht, diese Systematik aufzudecken.

Es war einfach zum Verrücktwerden.

Candrian und seine Frau lagen auf dem Rücken und starrten in die Dunkelheit. Beide dachten an nichts anderes mehr. Candrian stellte sich alle Leute vor, die er kannte. Seine Verwandten im Dorf waren nicht sehr gut auf ihn zu sprechen; sie behaupteten, er habe sie beim Erben übervorteilt. Für ihn als Studierten sei es keine Kunst gewesen, sie, einfache Bauern, hereinzulegen. Aber diese Verwandten hatten wirklich Wichtigeres zu tun in der Nacht, wenn sie morgens um fünf wieder aufs Feld hinaus mußten.

Frau Candrian sah einen bärtigen Mann vor sich, wenn sie die Augen schloß. Sie zog es vor, in dieser Nacht kein Auge zu schließen.

In der folgenden Nacht legte Candrian den Hörer auf das Telephontischchen, nachdem mehr als ein halbes dutzend Mal das gespannt erwartete Schrillen die Stille im Haus zerrissen hatte. Während des Tages wagten sie es nicht, die Leitung zu unterbrechen. Es konnte ja ein wichtiger Anruf verpaßt werden. Außerdem hätte man in kürzester Zeit den Störungsdienst auf dem Hals.

Candrian und seine Frau hatten schon oft gemeinsam alle ihre Bekannten durchkämmt, um auf den möglichen Übeltäter zu stoßen. Wirklich, es kam niemand in Frage. Weder war Candrian mit ehemaligen Berufskollegen verfeindet, noch befand sich seine Frau mit jemandem in Streit. Aber man weiß ja nie so ganz genau, wem man einmal auf die Füße getreten ist, ohne es vielleicht selber überhaupt zu merken. Oder konnte es . . . ?

Candrians Herzschlag stockte fast.

Nein, unmöglich. Besonders nach so vielen Jahren.

In den folgenden schlaflosen Nächten defilierten in Candrians Kopf Legionen von ehemaligen Schülern vorbei. Gesichter tauchten aus dem Dunkel auf, die er schon längst vergessen glaubte. Jahrgang um Jahrgang strömten die Herden von bleichen, angstvoll blikkenden Halbwüchsigen durch sein Bewußtsein. Fiel er für kurze Zeit in einen unruhigen Schlummer, schreckte er schweißgebadet wieder auf: ein Schüler schaute ihn regungslos an.

Die bleichen, schwächlichen Kreaturen, die

er mit Mühe und Nerven geradegebogen hatte, bekamen in der Erinnerung eine ihnen ganz und gar uneigene Kraft und Entschlossenheit. Es schien, als ob die jugendlichen Charakterzüge mit erwachsener Willenskraft gepaart wären, und sich in ihrer Fehlerhaftigkeit selbstbewußt gegen ihn, den bedrängten Erzieher, richteten.

Ein Schüler, der besonders oft bestraft werden mußte, kam auf ihn zu und schlug ihm ohne eine Miene zu verziehen auf die geöffneten Handflächen. Mit dem Lineal des Lehrers! Mit dem gefürchteten blauen Eisenlineal!

Ein anderer sagte seelenruhig in einer Konferenz, bei welcher außer Candrian nur Schüler anwesend waren: «Den Candrian gebe ich diesmal verloren. Einmal habe ich ihn gerettet, aber er hat es mir nicht gedankt. Lassen wir ihn fallen, das ist das beste für ihn . . .»

Die letzten Worte verstand Candrian nicht mehr, denn unter seinen Füßen hatte sich der Boden geöffnet, und er fiel, fiel . . .

Trotz den halbherzigen Protesten seiner Frau, die ab und zu einen Anruf von ihrem Sohn oder den Töchtern bekam, entschloß sich Candrian nach einigen Wochen, das Telephon entfernen zu lassen. Er war in der Zeit, in welcher die telephonischen Überfälle nicht enden wollten, sichtlich gealtert. Plötzlich fühlte er sich von Feinden umzingelt. Alles ehemalige Schüler, die er ja nur zu ihrem eigenen Besten damals an die Kandare genommen hatte, und die in ihrem unveränderten Unverständnis ihren alten Lehrer zu Tode quälen wollten. In den angstvollen Tagen und Nächten, da er seine Erinnerungen wie alte, verstaubte Schulhefte durchwühlt hatte, war er auf ein Dutzend dunkle Gestalten gestoßen, die ihm schon damals nicht gefallen hatten. Es waren jene Schüler, von denen er immer gewußt hatte, daß ihre Unterwerfung nur gespielt war. Er hatte schon damals gespürt, daß ihre Unterwerfung nur feige Anpassung gewesen war und nicht von ganzem Herzen kam. Aber wie hätte er schon beweisen können, daß diese rettungslos verdorbenen Seelen sich nicht ehrlich vor ihm beugten? Jetzt, wo er es mit Sicherheit sagen konnte, war er machtlos. Sie befanden sich auf freiem Fuß, außerhalb seiner Reichweite, und kein Arrest, keine Remotion konnte sie zur Rechenschaft ziehen. Sie versteckten sich, wie damals schon, feige und bösartig, und gebrauchten das Telephon als anonyme Waffe. Statt daß er Briefe voller Dankbarkeit und nachträglicher Einsicht erhielt, mußte der alte Lehrer diese gemeine Rache erdulden.

Auch noch nach der Streichung ihres Namens und ihrer Nummer aus dem Telephonbuch fraß die Erbitterung in Candrians Gemüt weiter.

Eines Vormittags — Candrian befand sich auf einem der immer ausgedehnter werdenden Spaziergänge durch die umliegenden Wälder — läutete die Türglocke.

Ein Paket? Ein Telegramm? Besuch bekamen sie kaum.

Frau Candrian legte die Küchenschürze ab, trocknete die Hände daran und ging an die Türe. Sie erschrak wie nur eine alte Frau erschrecken kann, wenn sie zwei Krankenpfleger in weißen Mänteln vor sich sieht. Auf der Straße vor dem Haus stand ein Krankenwagen, die Hintertüre geöffnet, eine Tragbahre mit Decken . . .

«Guten Tag, Frau Candrian, wir . . .»

«Ist etwas passiert?»

Ihre Hand fährt erschreckt zum Mund.

«Wir müssen Herrn Candrian abholen. Man hat ins Spital angerufen, er sei schwer krank.»

Frau Candrian weiß nicht ein noch aus. Ist ihm unterwegs etwas zugestoßen? Aber nein, da kommt er ja des Weges. Von weitem hat er den Krankenwagen vor dem Haus stehen sehen. Meine Frau?

Die Nachbarn sind aus ihren Häusern getreten und stehen am Gartenzaun, einige neben dem Krankenwagen, dessen Blaulicht sich langsam und stetig dreht.

Nach langem Hin und Her entfernten sich die beiden Pfleger kopfschüttelnd. «Unglaublich, daß es Leute gibt, die zu solchen Spässen aufgelegt sind. Bei dem Personalmangel im Spital . . .»

Am nächsten Tag wollte ein Taxichauffeur die Candrians auf den Bahnhof bringen, da sie angeblich verreisen wollten. Er mußte natürlich für seine Umstände entschädigt werden. Candrian wollte kein Aufsehen erregen. Er bezahlte den Chauffeur großzügig und schickte ihn weg.

Als zwei Polizisten ihrer traurigen Pflicht nachkamen, den Candrians die Meldung zu überbringen, ihr Sohn sei auf einer Baustelle in Kanada tödlich verunglückt, mußte Frau Candrian auf die Post gehen (der Taxichauffeur war erst nach längerem Bitten bereit, sie abzuholen), um sich in einer öffentlichen Telephonkabine nach dem Ergehen ihres Sohnes zu erkundigen. Dieser war wohlauf und hatte keineswegs die Absicht, nach Kanada zu verreisen.

«Was ist eigentlich mit euch los?» fragte er beunruhigt, denn er wußte, daß seine Eltern nie zum Scherzen aufgelegt waren.

Das begannen sich auch die Leute im Dorf zu fragen. Man hörte schon allerlei über die Candrians munkeln.

Ein Arzt, ein Priester und ein Notar standen bald darauf vor ihrer Türe und begehrten Einlaß, um sich dem sterbenden Herrn Candrian zu widmen. Der Notar ließ sich nicht von der Überzeugung abbringen, Frau Candrian selber habe ihm am Telephon in größter Aufregung gesagt, es eile sehr, die letzten Verfügungen . . .

Seltsam, der Geistliche sprach von einem Mann, nämlich vom Bruder des . . . nun ja, von Herrn Candrian, der ja offenbar noch überhaupt nicht so weit sei, daß . . .

War es ein Irrtum oder pure Absicht gewesen, den Candrians, die reformiert waren, einen Katholischen ins Haus zu schicken? Candrian beteuerte unablässig, daß er wirklich nicht konvertieren wollte.

Die drei verzogen sich unverrichteter Dinge, der Priester enttäuscht, die beiden andern entrüstet.

Der Polizeiinspektor schließlich kam von sich aus. Nein, er sei von niemandem geschickt worden, kein Anruf, aber er müsse im Interesse der allgemeinen Sicherheit ein paar Fragen stellen.

Ob Herr Candrian Feinde habe?

Langsam schüttelte er den Kopf. Zu langsam, um den Inspektor überzeugen zu können.

Ob er sicher sei, daß ihm niemand übelwolle?

Nun, meinte Candrian zögernd, er sei Lehrer gewesen, und heutzutage, mit diesen Schülern, die keinen Respekt mehr haben . . .

Der Inspektor dachte an seine eigene Schulzeit zurück und nickt wortlos.

Rache sei allerdings als Motiv nicht ausgeschlossen, sagte er im Gehen. Man könne sich ja einmal die Schülerlisten ansehen. Candrian schüttelte zweifelnd den Kopf: «Meinen sie, Herr Inspektor, von mehr als dreißig Jahren . . . ?»

Die Candrians gingen kaum mehr aus dem Haus. Frau Candrian hatte zum Einkaufen die Geschäfte gewechselt. Die Nachbarsfrauen fragten immer so viel. Candrian wählte für seine Spaziergänge immer abgelegenere Wälder. Er wollte keinem fremden Menschen begegnen. Er war menschenscheu geworden, pflegte mit niemandem mehr Umgang. Jeder konnte es sein . . .

Dafür las er gründlich die Zeitung. Die Zeitungsmeldungen bestärken ihn in seinem Menschenhaß. Er las jeden Tag von hilflosen Leuten, die heimgesucht wurden von sinnlosem Terror und planmäßiger Zermürbung. Und zwar nicht nur in den Städten, wo es schon immer babylonisch zu und her gegangen war, auch aus ländlichen Gegenden wurden Tag für Tag Greueltaten gemeldet, die den Irrsinn der Menschheit bewiesen. Man mußte nur die Todesanzeigen lesen. Man starb nicht mehr wie früher. Man wurde zugrunde gerichtet. Unfälle, Mord und Totschlag erstaunte niemanden mehr.

Alte Leute lesen die Todesanzeigen genau. Sie machen sich langsam mit dem Gedanken vertraut. Auch andere müssen sterben, sogar viel jüngere. Man hat schon viele überlebt, die man kannte.

Eines Abends, während Frau Candrian den Tisch für das Nachtessen deckte, las Candrian im Gemeindeblatt:

«Nach langem geistigem Leiden ist unser geliebter Reto Candrian, ehem. Sek.-Lehrer, gestern vormittag während eines Spazierganges verschieden.

Die Abdankung findet morgen nachmittag um 16 Uhr in der Peterskirche statt.

Die Trauerfamilie.»

Candrian starrte wie gebannt auf die Zeitung.

Einen Augenblick zweifelte er an seinem Verstand, blickte dann auf, beobachtete seine Frau, die das Brot auf den Tisch stellte, die Stühle rückte: nein, er war noch da, das Leben ging weiter.

Er ließ die Zeitung sinken und stand schwankend von seinem Lehnstuhl auf, um sich an den Tisch zu setzen. Mit einer ruckartigen Bewegung des rechten Armes machte er den Tisch frei, nahm ein kariertes Blatt und einen Füllfederhalter aus der Schublade und schrieb mit der für ihre Schönheit bekannten steilen Schrift:

«An alle Mitbürgerinnen und Mitbürger!

Im Gegensatz zu der gestrigen Anzeige in dieser Zeitung mache ich hiermit öffentlich bekannt, daß ich am Leben und geistig gesund bin. Im weiteren bitte ich alle, weder Telephonanrufe noch Briefe von mir zur Kenntnis zu nehmen. Sollte irgendwo etwas in meinem Namen gekauft, bestellt, verschenkt, geschrieben, gesagt, versprochen usw. werden oder worden sein, so erkläre ich ein für allemal, nichts damit zu tun zu haben.

Reto Candrian.»

Die Zeitung erklärte sich bereit, die Anzeige kostenlos abzudrucken und bezeugte, die Todesanzeige als echt angesehen zu haben. Die Leute im Dorf lasen Candrians Anzeige und tippten sich an die Stirn.

Als er nach mehreren Jahren völliger Abgeschiedenheit starb, wollte es zuerst niemand glauben. Die Redaktion des Gemeindeblattes mußte durch einen speziellen Vermerk betonen, die Todesanzeige sei diesmal echt.

Naturkunde

Es war an einem heißen Sommernachmittag in einer schönen Stadt am Rhein.

Fast alle Fenster des großen, grauen Schulhauses standen sperrangelweit offen. Die Schüler rutschten unruhiger als sonst auf ihren Stühlen hin und her. Sie warteten ungeduldig das Ende des langweiligen Unterrichtes ab, um nachher auf der Straße und in den Gärten zu spielen.

Sobald er ins Schulzimmer getreten war, hatte der Lehrer Eckeler gespürt, daß heute nicht viel anzufangen war mit seiner Klasse. Ein anderer Lehrer hätte vielleicht jetzt seine Dompteuranstrengungen verdoppelt. Nicht so der Lehrer Eckeler. Weil *Naturkunde* auf dem Stundenplan stand, sagte er, sobald er den Schülerlärm halbwegs eingedämmt hatte: «Heute machen wir eine kleine Exkursion an den Rhein.» Ihr könnt euch die Begeisterung der Schüler sicher vorstellen. Sie klatschten in die Hände, schrien «hurra!» und warfen ihre Schultaschen kreuz und quer durch das Schulzimmer.

Bald konnte man den Lehrer Eckeler mit seinen Schülern im Schlepptau über den Pausenplatz, der leer und schattig dalag, auf die Straße gehen sehen.

Lehrer Zackig, der auf der grauen Kunstschiefertafel seinen Schülern eben die Grundsätze des Rechnens zu erklären versuchte, schaute mißbilligend aus dem geschlossenen Fenster im zweiten Stock und dachte: Dieser Eckeler! Wenigstens in einer anständigen Zweierkolonne könnte er das Schulhaus ja schon verlassen . . .

Dann wandte er sich wieder mit finsterem Gesicht seinen Brüchen und den starrköpfigen Schülern zu.

Eckeler führte seine Schüler inzwischen ans Ufer des Rheins und schärfte ihnen ein: Baden verboten! Wenn einer ertrinkt, bekommt er einen Mittwochnachmittag Arrest!

Das wirkte natürlich.

Zweck des Naturkundeunterrichts ist es, den Schülern die Augen für die Schönheiten der Natur zu öffnen. Gleichzeitig sollen die einfachsten und grundlegendsten Naturvorgänge erklärt und wenn möglich anschaulich dargestellt werden. Mit Vorliebe wähle der Lehrer als Stoff für seinen Unterricht Tierarten und Pflanzen, die in ihrer natürlichen Umwelt gezeigt werden können, und die dem Erlebnisbereich der Schüler entnommen sind.

Lehrer Eckeler hatte den Goldfisch Johnny mitgenommen, der während des Unterrichts bekümmert in seinem halben Kubikmeter Wasser umherzuschwimmen pflegte. Er trug den Goldfisch in einer Blechbüchse mit, deren Deckel einige Löcher aufwies, so daß der Fisch auch etwas von dem schönen Sommernachmittag hatte. Die Schüler freuten sich darüber, daß heute nachmittag auch ihr Johnny ein wenig die große Freiheit der natürlichen Gewässer erleben sollte.

Der Rhein sah nicht sehr appetitlich aus. Verschiedene Farbtöne stiegen an die Oberfläche und tauchten wieder unter, verschmolzen miteinander und trieben, sich dauernd neu vermischend und vermehrend, dem fernen Meere zu.

Auch stank es ziemlich. Besonders jetzt im Sommer, weil die Hitze dazu beitrug. Wie das genau vor sich geht mit der Hitze, dem Gestank und den Farben, das wollte Eckeler seinen Schülern in der nächsten Klasse erklären, weil es dazu schon einige Kenntnisse in Chemie braucht, die seinen Schülern jetzt noch fehlten. Hingegen wollte er ihnen heute einen grundlegenden Naturvorgang erklären und anschaulich darstellen: das Sterben.

Vorsichtig leerte er das Aquariumwasser aus, bis nur noch ein kleiner Rest in der Büchse war. Der Fisch sollte ja nicht auf dem Trockenen liegen.

«Jeder Fisch und jeder Mensch hat Anrecht auf sauberes Wasser», sagte Lehrer Eckeler und schöpfte unter dem fröhlichen Kreischen und Lachen der Schüler Wasser aus dem Rhein. Dann stellte er die gefüllte Büchse auf den Boden und sagte ernst: «Macht einen Kreis um die Büchse. Wir wollen schauen, ob sich der Fisch im Wasser wohlfühlt.»

Die Schüler gehorchten. Alle starrten auf den Goldfisch, der aufgeregt im Kreise schwamm, zuerst schnell und zuckend, als ob ihn die vielen Zuschauer nervös machten, dann immer langsamer, immer taumelnder, bis er schließlich mit dem hellen Bauch nach oben regungslos auf dem Wasser in der Büchse trieb. Die Schüler erhoben langsam und schweigend die Augen vom Fisch zu ihrem Lehrer, der vorsichtig mit dem Zeigefinger den Fischbauch antippte und sagte: «Johnny ist gestorben. Ihr seht, daß im Rhein keine Fische mehr leben können.»

Die Sonne war schon schwächer geworden, als die Gruppe bedrückt ins Schulhaus zurückkehrte.

«Die sind aber zahm. Wie hat dieser Eckeler diese Saubande nur gebändigt?» fragte sich Lehrer Zackig. Er wußte natürlich nicht, wie sehr die Schüler seines Kollegen um den Goldfisch Johnny trauerten, der schon beinahe ein Klassenkamerad geworden war.

Am nächsten Tag wurde Lehrer Eckeler zum Rektor Roschknecht gerufen. «Ist es wahr, daß sie im Biologieunterricht Fische töten?» fragte dieser ohne Umschweife.

«Ganz und gar nicht. Es ist das Rheinwasser, das die Fische tötet.»

«Jedenfalls habe ich von der Mutter einer ihrer Schülerinnen einen empörten Anruf bekommen, weil ihre Tochter heulend nach Hause gekommen ist.»

«Ich wollte die Schüler auf die Gefährdung unserer Gewässer aufmerksam machen . . .»

«Gut, von mir aus. Aber sie erklären doch auch nicht die Sinnlosigkeit des Krieges, indem sie ihre Schüler erschießen, oder?»

Eckeler schüttelte den Kopf. «Das ist ein Problem, das mein Fach nicht betrifft. Soll sich der Geschichtslehrer da zurechtfinden. Was ich wollte ist . . .»

«Was sie wollen, wissen wir», unterbrach ihn Rektor Roschknecht mit einem drohenden Unterton in der Stimme, wohl wissend,

daß Lehrer Eckeler in der «Neuen Rheinpost» Artikel gegen Atomkraftwerke veröffentlicht hatte, «mir geht es ja nur um die Methode, verstehen sie: die Me-tho-de!»

Nach dieser Zurechtweisung konnte Lehrer Eckeler wieder in sein Schulzimmer zurückkehren. Die Schüler saßen ungewöhnlich schweigend an ihren Plätzen und schauten ihn mit großen Augen an.

Im Aquarium auf dem Gerätekasten schwamm schon ein neuer Johnny herum.

Kaum eine Woche war vergangen, als Lehrer Eckeler schon wieder zum Rektor Roschknecht gerufen wurde.

«Da haben wir's!» rief dieser zornig aus, vor Eckelers Nase einen Brief schwenkend, «der Tierschutzverein unserer Stadt klagt sie wegen Tierquälerei an.»

Lehrer Eckeler mußte sich sogleich setzen, ohne auf die Aufforderung seines Vorgesetzten warten zu können.

«Der Vater eines Schülers hat dem Tierschutzverein mitgeteilt, daß an unserer Schule kaltblütig Tiere zu experimentellen Zwecken gequält und getötet werden. Sie müssen verstehen, Herr Eckeler, nach diesem Skandal, auf den sich übrigens schon alle Zeitungen stürzen, sind sie als Lehrer untragbar für unsere Schule geworden. So leid es mir tut . . .»

So kam der Lehrer Eckeler nicht mehr dazu, seinen Schülern zu erklären, wie die Chemie mit Hitze und Gestank zusammenhängt.

Auf der Strasse

Auf der Straße von Maienfeld nach Jenins ist in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag ein junger Fuchs überfahren worden. In einer Kurve, wo die Straße ein wenig ansteigt, um einen Hügel auf dem ein großer Bauernhof steht, zu umwinden, hat es ihn erwischt. Der Täter ist angetrunken gewesen und hat im Affekt gehandelt. Nachdem er beim Jaß dauernd verloren hatte, ist ihm nichts anderes übriggeblieben, als seinen Mordwagen zu beschleunigen. In der besagten Kurve den Fuß vom Gaspedal zu nehmen, als der rote Schatten vorüberhuschte, wäre ganz einfach unbefriedigend gewesen. Erst als sich der dumpfe Aufprall ereignet hatte, ist dem Täter mit Unbehagen in den Sinn gekommen, daß er zu Hause in der Garage als erstes mit dem Schlauch die Blutspuren vom Chassis und von den Reifen wird spritzen müssen.

Am anderen Morgen war der Himmel verhangen, der Täter schlief seinen Rausch aus, und die eingetrocknete, fast sternförmige Blutlache war genau in der Mitte der Straße auf der Sicherheitslinie. Von dort aus zog sich eine blutige Schnur über die linke Straßenseite und über das Trottoir, auf dem die herausgedrückten Gedärme und der Kot des Tieres lagen. Der Fuchs selbst — er mochte ein halbes Jahr alt gewesen sein, mehr nicht — lag mit nach hinten gekrümmtem Rücken im staubigen Gras der Straßenböschung. Die Augen und die schmale Schnauze geöffnet, der buschige Schwanz unversehrt.

Nachdem ich stehengeblieben war und mir den Unfall bis in alle Einzelheiten vorgestellt hatte, ging ich langsam weiter bergauf, und die Warntafel, die ich weiter unten bei einem Waldweganfang gesehen hatte, kam mir in den Sinn: «Tollwut-Sperrgebiet».

Viel zu oft wischte ich die Schuhsohlen gründlich am Gras ab.

Ich war kaum hundert Meter weit gegangen, als ich dort, wo die Straße wieder ansteigt, auf der rechten Seite eine mit durchsichtigem Plastik notdürftig gegen die Witterung geschützte Tafel sah, auf der mit ungelenker Kinderhand geschrieben war: «Bitte fahr uns nicht tot!» Daneben war ein grüner Forsch mit riesigen hervorquellenden Kulleraugen und viel zu langen Beinen gezeichnet.

Ich ging an der Kartontafel vorbei, die ein Autofahrer, der mit 100 km/h vorbeibraust,

unmöglich sehen kann. Aber das macht auch nichts, denn die Warnung wäre umsonst, da ein überfahrener Frosch nicht einmal die Federung des Wagens, geschweige denn einen Autofahrer zu bewegen vermag.

Ein bäuerliches Ehepaar im schwarzen Sonntagsstaat kam mir entgegen; der Alte schritt rüstig voran, die Hände hinter dem gebeugten Rücken gefaltet, die Bäuerin aus jahrzehntelanger Gewohnheit fünf Schritte hintendrein. Der Bauer blickte kurz auf, als ich ihn kreuzte, grüßte freundlich, und die Bäuerin nickte dazu mit dem Kopf. Bei der Unfallstelle blieben sie stehen, wie ich zurückschauend feststellen konnte, gingen aber nicht weiter, bevor sie durch lautes Rufen den Bauer vom benachbarten Hof herbeigeholt hatten. Dieser steckte seine Mistgabel in den Kadaver und trug ihn auf seinen Mist.

Wahrscheinlich hat er nachher der Polizei angerufen, um die Tollwutgefahr prüfen zu lassen.

Die beiden Alten sind jedenfalls zu spät zum Gottesdienst gekommen.

Abfall

Bäsi Anni lebte seit sechs Jahren allein und zurückgezogen in dem weiß verputzten Bauernhaus am Rande des Dorfes, dort, wo schon das neu entstehende Villenviertel beginnt. Manch ein Zürcher oder Basler hatte schon seinen Mercedes vor Bäsi Annis weiß leuchtendem Haus zum Stehen gebracht, war ächzend ausgestiegen und hatte an die aus Eiche gezimmerte Haustüre geklopft, um zu fragen, ob das Haus «käuflich» sei. Bäsi Anni hatte diese fremden Fötzel immer schimpfend zum Teufel gejagt. Sollten sie doch ruhig zu Steiners Ueli gehen, zu dem vergeratenen Bauern, der all seinen Boden den Fremden verkaufte, der seine Rebberge aus lauter Faulheit verkommen ließ! Wenn das der alte Christi Steiner sehen würde, wie sein geldgieriger Sohn mit dem Bauerngut Schindluder trieb! Aber der war gestorben, lange bevor es im Dorf einen Kurverein und eine Seilbahn auf das Gletschhorn gegeben hatte. Fremdenverkehr hin oder her, Bäsi Anni würde nicht für die halbe Welt einen Fußbreit von ihrem Boden verschachern, oder das Haus, in dem sie mit Öhi Pauli, ihrem Mann, über fünfzig Jahre gelebt hatte. Vom Fremdenverkehr hatte sie ja auch nur die Hälfte, nämlich den Verkehr, der immer reger geworden war mit den Jahren vor ihrem Haus, und der oft schon die Fensterscheiben im Stübli zum Zittern brachte.

Bäsi Anni lebte sehr zurückgezogen und kümmerte sich auch nicht um die Gemeindeangelegenheiten. Als vor ein paar Jahren das Frauenstimmrecht mit Ach und Krach durchgedrückt worden war, hatte sie nur gelacht und mit der Hand abgewinkt: jetzt fange sie auch nicht mehr an mit dem Politisieren, in ihrem Alter.

So war ohne ihr Wissen das Abfallwesen der Gemeinde (so stand es in den Kanzleiakten) neu geregelt worden. Die Fremden, die ihre Ferienhäuser hatten, und die neu Zugezogenen hatten sich beklagt. Das seien ja mittelalterliche Zustände, hatten sie gemeint, und der Gemeinderat hatte abwägend gesagt, hier brauche halt alles seine Zeit, aber dafür sei es nachher auch in seiner Ordnung.

Schließlich bekam Bäsi Anni am Jahresende eine Abfallrechnung von sechzig Franken.

Sechzig Franken ist viel Geld. Besonders bei einer mageren AHV. Bäsi Anni mußte davon auch noch das Haus und den Rebberg versteuern. Und der Bodenpreis war in schwindelerregende Höhen geklettert, seit die Fremden alles Land aufkauften und es für Luxusvillen berechneten. Der Steiner Ueli konnte wohl lachen, weil der Donnerkerl alles verkaufte und hämisch sagte: «Man muß halt mit der Zeit gehen. Die Zeiten haben sich geändert. Wer nicht rechtzeitig auf das bessere Roß setzt, geht bachab . . .»

Bäsi Anni jedenfalls bekam in ihren alten Tagen nur die Nachteile der Spekulation zu spüren.

Am Tag nachdem sie die Rechnung für die Abfallgebühren erhalten hatte, zog sie ihr schwarzes Ausgangskleid an, knotete das dunkelrote Kopftuch unter dem Kinn zusammen, nahm ihren geflochtenen Einkaufskorb und machte sich mit der säuberlich gefalteten Rechnung im Portemonnaie auf den Weg ins Dorf.

Die Straße ins Dorf war voller Löcher, voller Steine und Staub. Bäsi Anni mußte oft auf das Grasbord fliehen, um nicht von einer sich hinter einem vorbeirasenden Auto überschlagenden Staubwolke überrollt und eingehüllt zu werden. Nun, den Fremden hatte man schließlich eine bessere Straße versprechen müssen, seit sie sich über den «unbefahrbaren Alpweg» beschwert hatten. Ob sie die neu asphaltierte Straße noch erleben würde, wußte Bäsi Anni nicht. Sie und ihr Pauli waren mit dieser Straße schlecht und recht ausgekommen, ihr ganzes Leben lang. Ihr ganzes Leben lang hatten sie nie geklagt über Staub und Schlamm. Aber jetzt hatte Bäsi Anni genug: eine Rechnung von sechzig Franken für nichts und wieder nichts!

Sie stieg die breite Granittreppe des Rathauses hinauf, vorbei an der Wand, auf die schön groß der Zusammenschluß der drei Bünde in Vazerol gemalt war. Die Linde war zwar ein bißchen mißraten: sie sah eher aus wie eine Trauerweide, aber die bärtigen Männer mit den Mistfurken und Sensen waren prachtvoll.

Der bebrillte Kanzlist begrüßte sie scherzhaft: «So, Bäsi Anni, sehen wir Euch auch wieder einmal bei uns? Ihr kommt doch sonst nur, wenn es zu hochzeiten, zu taufen oder zu beerdigen gibt . . .»

Bäsi Anni war es gar nicht zum Scherzen zumute. Sie kramte aus ihrem Korb das Portemonnaie hervor und klaubte mit zittrigen Fingern die zerknitterte Rechnung hervor. Sie streckte das giftgrüne Papier dem Kanzlist vor die Nase und sagte: «Da habe ich gestern eine Rechnung bekommen. Das muß ein Versehen sein. Eine Rechnung für den Abfall. Denkt doch, ich, die ich nie etwas hinausstelle!»

Der Kanzlist ergriff die Rechnung mit zwei seiner tintenbefleckten Finger und studierte sie wie ein großes Rätsel. Dann begann er in einem schwarzen Ordner zu blättern.

«Es tut mir leid, Bäsi Anni, aber das ist kein Irrtum. Hier steht, daß Ihr zu jenen gehört, die Abfallgebühren bezahlen müssen. Jeder volljährige Einwohner des Dorfes muß jetzt diese Gebühren bezahlen, das ist so beschlossen worden auf der Gemeindeversammlung. Es hat eine Abstimmung darüber gegeben . . .»

«Abstimmung hin oder her», sagte Bäsi Anni, aufgeregt den Kopf schüttelnd, «ich stelle nie Abfall hinaus. Und für nichts muß ich doch wohl auch nichts bezahlen, oder?»

Bäsi Anni warf tatsächlich nichts fort. Die faulenden Abfälle kamen auf den Kompost, der fette Gartenerde machte; die Flaschen in den Keller für Wein und Most; das Eisen und das Blech wurde in einer Kiste aufbewahrt, zusammen mit Nägeln, Schrauben und anderen nützlichen Sachen; Papier und Lumpen schließlich holte der Lumpensammler ab. Allerdings war der Lumpensammler, das mußte Bäsi Anni sagen, schon lange nicht mehr bei ihr vorbeigekommen. Schon lange hatte sie sich einmal nach dem Lumpensammler Waser erkundigen wollen.

«Ich verstehe Euch ja, Bäsi Anni», versuchte der Kanzlist die Alte zu besänftigen, denn er war sich ja an die widerspenstigen Bauern gewöhnt, «aber überleg dir doch mal: der Lastwagen fährt auch an *Euerem* Haus vorbei. Bei allen kommt der Lastwagen vorbei, darum müssen auch alle etwas bezahlen, versteht Ihr?»

Bäsi Anni verstand nicht.

Es war für sie seit jeher undenkbar gewesen, etwas wegzuwerfen, das noch einmal für irgendwas zu gebrauchen sein konnte. Es war doch Sünd und Schad, Sachen fortzuwerfen, wenn alles für etwas zu verwenden war! Ihr Pauli hatte auch immer gesagt: «Behalte was du hast.» Das galt selbstverständlich auch für den Abfall.

Bäsi Anni ging voller Zorn nach Hause.

Ohne die Rechnung zu bezahlen.

Bald danach bekam sie eine Mahnung.

Dann noch eine.

Anfänglich nur Aufforderungen zur Entrichtung der sechzig Franken Gebühr, «ansonsten sie mit Sanktionen zu rechnen habe.» Bäsi Anni wußte nicht, was «Sanktionen» waren. Mußte wohl etwas mit den Heiligen zu tun haben. Aber mit dem Dorfpfarrer hatte sie sowieso schon lange Streit, weil der es nämlich immer mit den Reichen hielt. Schließlich kamen die Sanktionen: es waren saftige Bußen.

Doch Bäsi Anni hielt stand.

Ihr Fall wurde vor den Gemeinderat gebracht. Dieser wußte auch keine Lösung für den Fall. Ins Gefängnis werfen konnte man das Bäsi Anni ja schließlich nicht, oder?

Sie ist gestorben ohne die Rechnung zu bezahlen, und auch bevor der Gemeinderat eine Lösung für dieses verzwickte Problem gefunden hatte. Nachher sind ihre Söhne in das weiß leuchtende Bauernhaus am Rande des Dorfes eingezogen. Sie haben es von unten bis oben renoviert, den Weinberg und den Garten, den Bäsi Annis Kompost fett gemacht hatte, haben sie verkauft.

Seitdem stehen auch vor Bäsi Annis Haus jeden Freitag mehrere prall gefüllte Abfallsäcke aus leuchtend rotem Plastik. So sehen die Leute, die an dem Haus vorbeigehen, schon von weitem, daß sich auch hier die Zeiten geändert haben.